

PETER PFAFF

Kafka lesen

1905

1911/12

1917

1924

Zur Methode seiner Literatur

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg



BEITRÄGE
ZUR NEUEREN
LITERATURGESCHICHTE
Band 373



PETER PFAFF

Kafka lesen

Zur Methode seiner Literatur

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

UMSCHLAGBILD
Franz Kafka, *Der Denker*, 1924

ISBN 978-3-8253-6835-7

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt ins-
besondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2018 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Das Endliche vernichtet sich in Gegenwart des Unendlichen, ...

Blaise Pascal

Die Flucht durch die Menschen hindurch ins Nichtmenschliche sei
Kafkas epische Bahn.

Theodor W. Adorno

Das Werk der Tora nämlich ist – wenn wir uns an Kafkas Darstellung
halten – vereitelt worden.

Walter Benjamin

Inhalt

Kein Schlüssel zum Schloss?	9
<i>Sua res agitur</i>	19
Sich erzählen	29
Kritik der Schrift	43
Entdeckung von 1912	57
Das Prozedere des Gerichtsromans	73
Das Gericht	93
Das Gesetz	113
Zweifel	127
Theorie?	157
Die Methode der Literatur	167

Kein Schlüssel zum Schloss?¹

Nach so vielen Interpretationen sollten Kafkas Texte nicht länger für „Rätsel oder Vexierspiele“ gehalten werden, schrieb Claude David 1978.² Doch weiterhin blieb diese Literatur ein unzugängliches Schloss: Keinen „Schlüssel“ gebe es dazu.³ Allenfalls lasse sich in den Schriften „ein Spannungsverhältnis zwischen Erkenntnisdrang und Erkenntnisverweigerung“ ausmachen.⁴ In der Tat, Kafka erzählte

¹ Kafka zitiere ich nach der Ausgabe des Fischer-Verlages: *Franz Kafka, Schriften Tagebücher Briefe*, HGG: J. Born, G. Neumann, M. Pasley, J. Schillemeit, Frankfurt, 1983 ff. Die Bände werden sigliert:

D *Drucke zu Lebzeiten*, HG: W. Kittler u. a. 1994

V *Der Verschollene*, HG: J. Schillemeit, 1983

P *Der Proceß*, HG: M. Pasley, 1990

S *Das Schloß*, HG: M. Pasley, 1982

SF1 *Nachgelassene Schriften und Fragmente I*, HG: M. Pasley, 1993

SF2 *Nachgelassene Schriften und Fragmente II*, HG: J. Schillemeit, 1992

Tgb *Tagebücher*, HGG: H.-G. Koch u. a.

Ich füge den Quellennachweis (Band-Sigle, Seite, Zeile) dem Zitat an.

Ferner werden genutzt:

Br *Tagebücher und Briefe*, HG: W. Haas, online-Ausgabe: <http://homepage.univie.ac.at/werner.haas/> Dort sind die zitierten Briefe und andere biographische Quellen unter dem von mir angegebenen Datum zu finden.

Den Stand der Forschung repräsentieren Handbücher, den älteren: *Kafka-Handbuch*, HG: H. Binder, 2 Bde, Stuttgart 1983; und neuer: *Kafka Handbuch. Leben, Werk, Wirkung*, HG: B. von Jagow/O. Jahraus, Darmstadt 2008.

² Vgl. Claude David, Vorwort in: *Franz Kafka, Themen und Probleme*, HG: C. David u. a., Göttingen 1980, S. 6.

³ Mit der Schlüssel-Metapher eröffnet B. Neumann die Monographie: *Franz Kafka. Der Gesellschaftskrieger. Eine Biographie*, München 2008.

⁴ M. Müller, in: *Franz Kafka. Romane und Erzählungen*, Stuttgart 1994, S. 9, ebenso O. Jahraus, *Kafka und die Literaturtheorie*, in Handbuch

von der ‚Unwissenheit‘: Georg Bendemann versteht nicht den Zorn seines Vaters, Josef K. nicht die Anklage des Gerichts, und der Landvermesser findet keinen Zugang zum Schloss.

Aber war der Autor so ratlos wie seine Figuren? Ja, sagten Kafka-Kritiker: Er habe seine eigene Begriffslosigkeit literarisch objektiviert. Nichts stimme in seinen Texten zusammen. „Gleitende Paradoxa“ habe er geschrieben.⁵ Herkömmliche Paradoxe seien zu vermitteln, weil Satz und Gegensatz auf identischer Prämisse gründen, die seinen ‚glitten‘ jedoch von einer unkenntlichen Voraussetzung zu einer anderen unerkennbaren. Jacques Derrida verallgemeinerte solche Befunde: Kein Sinn organisiere die Schriften, keine Konsequenz walte, vielmehr ‚dekonstruiere‘ Kafka die Literatur (*l'écriture*);⁶ Mosaik lege er, aber solche ohne deutliches Muster. Biographen erklärten: Kafka habe der prä rationalen ‚inneren Welt‘, einem ‚Traumschrecken‘ der Tiefe, stattgegeben,⁷ habe seine bürgerliche Misere – „den Versicherungsangestellten und ewigen Sohn, den zur Ehe unfähigen Liebhaber und den todunglücklichen Schriftsteller“ – ins Unheimliche und Unfassliche erhöht.⁸ Seine Unverständlichkeit sei mit dem Terror des Vaters, der Gesellschaft oder mit unglücklichen Liebschaften zu erklären.

Maximen aus dem *Prozeß* sollen die Version vom Dunkelmann bestätigen. Anlässlich der Türhüter-Legende bemerkt der Domgeistliche im *Prozeß*:

2008, S. 309: Kafkas Texte laden zur „Sinnkonstitution“ ein und sorgen für „Sinnverweigerung“; zuvor Th. Elm, *Die moderne Parabel. Parabel und Parabolik in Theorie und Geschichte*, München 1982, 152, (2. Aufl. 1991).

⁵ G. Neumann, *Umkehrung und Ablenkung: Franz Kafkas „gleitendes Paradox“*, in: DVjs 42 (1968), 702–744.

⁶ J. Derrida, 1992, in: *Franz Kafka*. In: *Neue Wege der Forschung*, HG: C. Liebrand, Darmstadt 2006.

⁷ G. Kurz, *Traum – Schrecken. Kafkas literarische Existenzanalyse*, Stuttgart 1980.

⁸ Chr. Schärf, *Franz Kafka. Poetischer Text und heilige Schrift*, Göttingen 2000, S. 12.

Richtiges Auffassen einer Sache und Mißverstehn der gleichen Sache schließen einander nicht vollständig aus. (P 297.11)

Aber damit ist nichts Verwirrendes gesagt. Auch Alltägliches, etwa der Hinweis ‚Meine Tür ist offen‘, ist leicht aufzufassen, doch nicht ohne Weiteres zu verstehen. Der Satz kann bedeuten: ‚Geh die Tür schließen, es zieht‘, oder ‚Verlass mein Haus‘ oder ‚Du kannst jederzeit zu mir kommen‘ oder ‚Willst du gehen, – ich halte dich nicht‘. Die fassliche Intension (Satz-Sinn) garantiert nicht das Verstehen der Extension (Satz-Bedeutung).⁹ Daher sonderte die Linguistik die *langue* von der *parole*, die Rhetorik unterschied von den *verba* die *res*, die Hermeneutik seit den Alexandrinern vom *sensus literalis* den *spiritualis*, Spinoza vom *sensus non er veritas*,¹⁰ und Schleiermacher von der grammatischen die historisch-kritische Lektüre.¹¹ Klar aufzufassen ist zum Beispiel an der Türhüter-Geschichte: Der Mann vom Lande verharret vor dem Gesetz, weil ihn der Hüter vor dem Eintritt in dessen Reich warnt. Zu bedenken bleibt, ob der geistliche Erzähler dem Prokuristen K. mit der Geschichte sagen will: Geh trotz des Verbots durch die Tür? Aber welche Tür zu welchem Gesetz ist gemeint? Und welcher Hüter? Darüber reden die im Dom-Kapitel zitierten ‚Erklärer‘ der Geschichte und sind sich trotz Meinungsverschiedenheiten einig: Der Mann tue gut daran, im Lande zu bleiben. Der Geistliche erwartet in dieser ‚Sache‘ von K. eine eigene Entscheidung:

[...] ich zeige Dir nur die Meinungen, die darüber bestehn. Du mußt nicht zuviel auf Meinungen achten. Die Schrift ist unveränderlich und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber. (P 298.18)

⁹ G. Frege, Über Sinn und Bedeutung, in: Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, 1892.

¹⁰ B. Spinoza, *Tractatus theologico-politicus*, 1670. Siehe darin das Kapitel: De interpretatione Scripturae.

¹¹ F. Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik: mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers*, HG: M. Frank, Frankfurt a.M. 1977.

‚Unveränderlich‘ stehe in der Schrift: Die Tür ist offen. K. soll bedenken, ob dieser Umstand den Eintritt fordert. Also wird zu ermitteln sein, welches Gesetz jenseits welcher Schrift zugänglich ist.

Strittig ist in der Kafka-Kritik, ob derlei Fragen sinnvoll zu stellen sind. Sie sind es nicht, wenn diejenigen rechthätten, die das Wort ‚Schrift‘ im Zitat wörtlich verstehen. Kafkas Literatur habe das *thema* (Meinung) aufs *rhema* (Satz), das *rhema* aufs *graphem* (Schriftzeichen) zurückgeführt. Ihm seien die Buchstaben (*litterae*) die Literatur. Doch auch die ‚Literalisten‘ kommen nicht umhin, eine Referenz anzunehmen. Ihnen ist die Schreibschrift die *res*. Derlei Referenz nennt man heutzutage ‚selbstreflexiv‘. Das Prädikat ‚demonstrativ‘ genüge, sofern der Autor nur Aufmerksamkeit will: ‚Sieh, ich schreibe‘. Nun finden sich aber in Grimms *Deutschem Wörterbuch* zum Lemma ‚Schrift‘ acht Einträge, nur einer davon betrifft die Graphie. Überdies hat Josef K. im Domkapitel des *Prozesses* keine Schriftzüge der Türhütergeschichte vor Augen. Er hört eine Erzählung, die zufolge des Geistlichen ein Stück aus den „einleitenden Schriften zum Gesetz“ paraphrasiert. Zu fragen ist, welche Erzählung aus welchem Kanon dem Geistlichen wichtig ist. Da der *Prozeß* vom Gesetz handelt, ist an einen *Codex iuris* zu denken. Aber an welchen? –

Kafka war Esoteriker. Für Esoterik gibt es unterschiedliche Gründe. Entweder wird Gemeintes umständehalber undeutlich gesagt, oder ein Autor hat Lust am Versteckspiel oder er will semantische und rhetorische Kunstfertigkeit beweisen und naive Leser ins Bockshorn jagen. Einen weiteren Grund nannte Kafka. Schon der Siebzehnjährige bemerkte einen Mangel der Sprache. Sie reiche nicht weit, nicht hoch, nicht tief genug:

[...] Worte sind schlechte Bergsteiger und schlechte Bergmänner. Sie holen nicht die Schätze von den Bergeshöhn und nicht die von Bergestiefen!¹²

Zwar hat es mit diesem Eintrag ins Album der Jugendgespielin Selma Kohn vielleicht bloß private Bewandtnis. Vielleicht meint Selmas Freund bloß, er fände die Worte nicht, ihre Anmut zu rühmen. Man-

¹² Eintrag in ein Album am 4. Sept. 1900, BrT, HG: W. Haas, Online.

che Mädchen sind ‚unsagbar‘ schön. Doch die Klage über eine Insuffizienz der Sprache und Literatur zieht sich durch die Tagebücher und Arbeitshefte. 1917 präziserte Kafka:

Die Sprache kann für alles außerhalb der sinnlichen Welt nur andeutungsweise, aber niemals auch nur annähernd vergleichsweise gebraucht werden, da sie entsprechend der sinnlichen Welt nur vom Besitz und seinen Beziehungen handelt. (SF2, 126.1)

Nämlich: Die Gegenstände der sinnlichen Welt besitzen Eigenschaften. Sätze präzisieren sie oder sie beziehen verschiedene Gegenstände aufeinander. Die Subjekt-Prädikat-Folge von Aussagen statuiert Sachverhalte und Tatsachen. So beschreibt Sprache zuverlässig die wirkliche und jede denkbare Welt. Indes, außerhalb dieser Welten ist nichts Gegenständliches wahrzunehmen. Daher ist das ‚Außerhalb‘ unbeschreiblich und allenfalls als das Grenzenlose ‚anzudeuten‘.

Vier Jahre, nachdem Kafkas Sprach-Aphorismus in den *Betrachtungen über Sünde*, ... (1917) das sinnvolle Sprechen auf die sinnliche Wirklichkeit beschränkt hatte, wird Wittgenstein im *Tractatus* Ähnliches vorbringen:

Die Welt ist alles, was der Fall ist. (Satz 1)

Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt. (Satz 5.6)

Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen. (Satz 7)

Wenn Kafka Grenzen der Erkenntnis und Rede anerkannte und sie dennoch literarisch überschreiten wollte, bleiben Motiv, Zweck, Theorie und Methode einer Andeutung des Unfasslichen zu ermitteln.

*

Dass Kafka nicht zu verstehen sei, weil man ihn ein Jahrhundert lang nicht verstand, ist kein Einwand gegen weitere Bemühung. (Goethes *Wanderjahre* mussten länger auf einsichtige Kritiker warten.) Immerhin weiß man seit Langem: Kafka versuchte, sich und sein Tun abso-

lut zu begründen.¹³ Ab 1912 erkundete er überdies das Judentum und wollte das alte in ein ‚neues‘ überführen. (SF2, 191.25) Max Brod, Gershom Scholem, Walter Benjamin, Joachim Schoeps und Werner Kraft haben darüber gestritten, was es mit dem ‚neuen Judentum‘ auf sich habe. Das ‚judaistische‘ Sujet wurde von Heinz Politzer und Curt Weinberg beleuchtet, und in den letzten vierzig Jahren haben Marthe Robert, Giuliano Baioni, Hartmut Binder, Ritchie Robertson, Karl Erich Grözinger und andere dieses Problem hin und her gewendet. Doch noch fragt sich, ob und wie Kafka seine neuzeitlich ego-logische Selbstbegründung mit dem Judentum vereinbarte. Zu seiner Zeit war eine Vermittlung transzendentaler und mosaischer Ethik aktuell: Die Neukantianer Hermann Cohen und Julius Guttman haben eine Strukturhomologie von Kants kategorischer Vernunft und dem ‚Gesetz‘ (der Tora) erwogen.¹⁴ Ihre Publikationen hat Kafka gelesen oder er hatte darüber im philosophisch ambitionierten Haus des Apothekers Max Fanta reden gehört. Jedoch eigensinnig, wie er war, mühte er sich selbst um ein Konzept eines transzendental-kritischen Judentums und erfand sich dafür eine – seine – Literatur.

Aber mit keiner These – und gar mit dieser – fange ich meine Deutung an. Nichts setze ich voraus. Denn auch für Interpreten gilt:

Alle menschlichen Fehler sind Ungeduld, ein vorzeitiges Abbrechen des Methodischen, ein scheinbares Einpfählen der scheinbaren Sache. (SF2, 113.7)

Wer deutet, sollte den Fußspuren des Autors folgen:

Der wahre Weg geht über ein Seil, das nicht in der Höhe gespannt ist, sondern knapp über dem Boden. Es scheint mehr bestimmt stolpern zu machen, als begangen zu werden. (SF2, 113.1)

¹³ Davon schreibt man seit K.-H. Volkman-Schluck, *Bewußtsein und Dasein in Kafkas ‚Prozeß‘* in: Die neue Rundschau 62, 1951 38 ff.; auch H. Ide, *Existenzerhellung im Werke Kafkas*, in: Jahrb. der Wittheit zu Bremen 1, 1957, 66 ff.

¹⁴ Hermann Cohen, *Kants Begründung der Ethik, nebst ihren Anwendungen auf Recht, Religion und Geschichte*, Berlin (2. Aufl.) 1910; Julius Guttman, *Kant und das Judentum*, Leipzig 1908.

Kafkas Literatur reflektiert. Das Prozedere ihrer Reflexion – und woüber sein Gedankengang stolpert – gilt es zu begreifen.

*

Viel Neues habe ich nicht zu mitzuteilen. Wie auch, nachdem Kafkas Sätze, Wörter, Texte um und um gedreht worden sind. Nicht alles Einschlägige kenne ich. Ich zitiere so gut wie keine der mir nützlichen Publikationen. Ließe ich mich auf Deutungen und Thesen zustimmend oder mäkelnd ein, wucherten die Anmerkungen und drängten das eigene Argument auf wenige Zeilen am Kopf der Seite zusammen. Mir liegt daran, den roten Faden seiner Literatur von 1905 bis 1924 aufzunehmen. Denn eigentlich schrieb Kafka an einem einzigen (an seinem) Text, den er erweiterte, modifizierte und dessen Ziel er nie aus dem Blick verlor.

Oliver Jahraus hat zutreffend die Ursache der Verwirrung beschrieben, die Kafkas Texte bewirken.¹⁵ Sie stellen zum einen das Leben dar, wie man es kennt: den Ärger im Hause eines Kaufmanns (*Urteil*), die gestörte Karriere eines Bankprokuristen (*Prozeß*), den unerfüllbaren Auftrag einer Landvermessung (*Schloß*). Aber die ‚realistische‘ Darstellung werde durch Partien unterbrochen, die der empirische Verstand nicht fasst. Unter Berufung auf Bemerkungen Kafkas zu seinem *Urteil* gebraucht Jahraus das Bild einer brüchigen Linie: Die gewohnte Kontinuität des Erzählens komme nicht zustande, weil Kafka zwei nicht-homologe Ebenen parallelisiere, bald von der einen zur anderen wechsele, wobei die höhere das empiristisch Dargestellte verwirft. Dass es so ist, will ich bestätigen, halte aber dafür, dass Differenz und Diskontinuität nicht neu, nicht spezifisch modern sind. Eine doppelte Perspektive ist *vieux jeu* der Literatur. Goethe hat sie vielfach verwendet, am sinnfälligsten in der Ballade vom *Erlkönig*, welche nur naiven Lesern und Kritikern die Frage aufwirft, ob am Bach Erlkönigs Töchter tanzen oder bloß Nebel um Weiden ziehen. In romantischen Erzählungen – im *Blonden Eckbert*

¹⁵ O. Jahraus, *Kafka und die Literaturtheorie*, in: *Kafka-Handbuch* (2008), 304 ff.

Tiecks, im *Sandmann* E. T. A. Hoffmanns, in Kleists *Bettelweib von Locarno* oder in Novellen Poes, Storms, der Droste und Merimées werden Angst-, Wahn- oder Schuldphantasien vom Tatsächlichen unterschieden. Immer ist zu fragen: Hat es Don Quichote mit Riesen oder bloß mit Windmühlen zu tun? –

Auf Biographie recurriere ich nur ausnahmsweise. Belangvoll Neues hierzu ist nach Max Brod (seit (1937)),¹⁶ Klaus Wagenbach (1958), Hartmut Binder (seit 1966), Ritchie Robertson (1985), Peter-André Alt (2005), Oliver Jahraus (2006), Reiner Stach (2002–2014) und anderen kaum mehr zu finden. Überdies halte ich eine ‚Privatisierung‘ von Schriften für bedenklich. Zwar handelte Kafka durchweg von sich selbst, und manche seiner Lebensumstände gingen in seine Erzählungen ein. Aber gemeinhin erscheint im Spiegel von Texten derjenige, als den sich ein Autor erdenkt, nicht derjenige, der er ist. Nur schreibende Jünglinge und Jungfrauen reproduzieren erlebten Kummer oder erfahrenes Glück. An Kafkas Literatur wird zu zeigen sein, dass das gedachte Selbst fordert, was der Autor nie erfüllt.

*

Roland Reuß und Peter Staengle geben Kafkas Schriften seit 1997 im Stroemfeld Verlag historisch-kritisch und zeichengetreu heraus. Die Edition ist noch nicht abgeschlossen und noch wenig verbreitet. Deshalb zitiere ich nach der Ausgabe des Fischer Verlags (siehe Anmerkung 1). Deren Mängel sind in Kauf zu nehmen: Einige Anpassungen an die Orthographie der 80er und 90er Jahre waren unnötig. Kafka schrieb ‚Process‘, Brod edierte ‚Prozeß‘, wie denn Kafka die seinerzeit verbindlichen Schreibweisen in Drucken autorisierte, Malcolm Pasley ediert ‚Proceß‘.¹⁷

Die Titel der Betrachtungen und Erzählungen zitiere ich nach Max Brod. Dessen Ausgabe steht in den meisten Bücherschränken. Darin findet man die nachgelassene Prosa am leichtesten. Die Erzäh-

¹⁶ Max Brods *Franz Kafka. Eine Biographie* erschien zuerst 1937.

¹⁷ Ich gebrauche Brods Schreibung des Titels: Prozeß.

lungen sind ferner greifbar in: *Gesammelte Erzählungen und andere ausgewählte Prosa* in historischer Folge nach der Kritischen Ausgabe des Fischer-Verlags von Roger Hermes, Frankfurt am Main. Kafkas Inedita hat Max Brod überschrieben. Gelegentlich rechtfertige ich seine Titel und ziehe in wenigen Fällen den neueren aus Gründen vor, die ich darlege. Editorisch korrekt, aber unzweckmäßig wäre es, nicht überschriebene Schriften mit ihrem Incipit zu verzeichnen. –

Ich gehe genetisch durch das ‚Werk‘, lese Texte aus der ersten, mittleren, späten Zeit. Anfangs ist die Deutung unsicher, und es bedarf späterer Vergewisserung. Zumeist ist das Frühere, im Späteren wiederzuerkennen. Ich lese kontinuierlich und nutze die Begriffe des Autors, den lesbar zu machen mir anliegt.

Sua res agitur

1913 sammelte Kafka Stücke aus seiner Kurzprosa vor 1912 – teilweise bereits in Zeitschriften veröffentlicht – für das Bändchen *Betrachtung*. Dieser Titel bezeichnet die Gattung, die vormals *contemplatio* oder *consideratio* hieß.¹⁸ Das Genre verlangte seit je, in Ansehung einer Sache, einer Person oder eines Vorfalls über deren Darstellung hinaus an Weiteres zu denken. Die Regel nahm Kafka in die Prosastücke auf: „Oft wenn ich Kleider mit vielfachen Falten, Rüschen und Behängen sehe, [...], dann denke ich, [...]“, oder: „Nichts, wenn man es überlegt, kann dazu verlocken, in einem Wettrennen der erste sein zu wollen [...]“, nämlich: ‚Wenn ich Reiter auf der Rennbahn sehe, dann überlege ich, [...]‘. Solches ‚Wenn-dann‘ strukturiert sechzehn der achtzehn Prosastücke des Bändchens. Das Denken schreitet von der wahrgenommenen Sache weiter und weiter und verliert sich im Nirgendwo.

Eine Betrachtung schrieb Kafka 1910 ins Tagebuch und notierte später einen Titel: *Der kleine Ruinenbewohner* (Tgb 112.17). Diesen Text publizierte er nicht:

Wenn ich es bedenke, so muß ich sagen, daß mir meine Erziehung in mancher Richtung sehr geschadet hat. Ich bin ja nicht irgendwo abseits, vielleicht in einer Ruine in den Bergen erzogen worden, dagegen könnte ich ja kein Wort des Vorwurfes herausbringen. Auf die Gefahr hin, daß die ganze Reihe meiner vergangenen Lehrer dies nicht begreifen kann, gerne und am liebsten wäre ich jener kleine Ruinenbewohner gewesen, abgebrannt von der Sonne, die da zwischen den Trümmern von allen Seiten auf den lauen Ephheu mir geschienen hätte, wenn ich auch im Anfang schwach gewesen wäre unter dem

¹⁸ *Der junge Kafka*, HG: G. Kurz, Frankfurt a.M. 1984; R. Sudau, *Franz Kafka. Kurze Erzählungen*, Stuttgart 2007.

Druck meiner guten Eigenschaften, die mit der Macht des Unkrauts in mir emporgewachsen wären (Tgb 17.9)

Kein Punkt beschließt die Überlegung. Es eilte. Unverzüglich entstand eine zweite Fassung, die den Eingang der ersten wörtlich wiederholt. Sie blieb ebenso Fragment wie eine dritte, vierte, fünfte und sechste. Die zitierte erste und kürzeste dürfte die einzig vollständige sein. Sie bricht wohl nicht deshalb ab, weil der Autor nicht fortzusetzen wusste, sondern weil sich sein Ruinenbewohner nicht traut, zu Ende zu denken. Was hält ihn ab? Was schreckt ihn?

Der Schreiber¹⁹ beklagt seine Erziehung. Sie machte aus ihm den, der er ist, der er aber nicht sein will. Doch ‚abseits‘ der Gesellschaft aufzuwachsen, hätte ihm zu keiner besseren Verfassung verholfen. Draußen in der Natur hätten sich ähnliche ‚gute Eigenschaften‘ entwickelt. Die Eigenschaften, die er hat, dankt er dem Einfluss der Eltern, der Schule, der Freunde. Die ‚Macht‘ von Eigenschaften drückt ihn. Dem Druck zu widerstehen, fühlt er sich zu ‚schwach‘. Ein Schwächling wird er bleiben. Warum er sich missfällt und was er stattdessen sein will, sagt er nicht. Er weiß nur: Ihm ist unwohl in seiner Haut.

Erklärungsbedürftig ist die Folgenlosigkeit der Überlegung, nicht minder sind es Details: Hat dem Schreiber die Erziehung nicht in mancher ‚Richtung‘ doch genutzt? Welche ‚Gefahr‘ drohte von Lehrern, die ihrem Schüler vormals widersprachen? Was brachte er damals gegen ihre Empfehlungen vor? Wie und wozu könnte die Sonne einen Menschen erziehen? Bräunen ihre Strahlen nur, was im Österreichischen und Böhmischen ‚abbrennen‘ heißt,²⁰ oder verbrennen sie ihn ganz und gar? Warum verwirft er ‚gute Eigenschaften‘, die zu haben jeden anderen mit Stolz erfüllt? Und wenn er deren Druck ‚im Anfang‘ nichts entgegenzusetzen hatte, woher nähme er künftig die

¹⁹ ‚Schreiber‘ ersetzt den eingeführten Terminus ‚Erzähler‘. Denn es wird nicht erzählt, sondern es werden Gedanken niedergeschrieben.

²⁰ Vgl. Brief an Oskar Baum, 8. Juli 1909: „Lassen Sie nur diesen Epilog in jedem Sinn sich in der Sonne Strecken und verabschieden Sie sich vom Leser mit einem großartig abgebrannten Gesicht.“ BrT, HG: W. Haas, Online.

Kraft zum Widerstand? Auch die Bilder des Idylls oszillieren: Sind die Ruinen nur der Bestand eines abgelegenen Ortes oder deuten sie auf einen notwendigen Zerfall? Meint ‚Epheu‘ das immergrüne Gewächs oder auch dessen Bäume erstickende Wirkung?

Zweifelsfrei ist nur: Eigenschaften, die sich unter jeder denkbaren Bedingung an jedem Ort dieser Welt ausbilden, gehören zur *condicio naturalis humana*. Sie zu missbilligen, kommt einer Missachtung des natürlichen Menschen gleich. Beispiele solcher lebensfeindlichen Radikalität kennt die Geschichte. Moralisten und Idealisten empfahlen, den ‚Wandel im Fleisch‘ zugunsten des ‚Wandels im Geiste‘ einzuschränken, gar aufzugeben; Benediktiner gehorchten der Regel: *spernere mundum, spernere se ipsum, spernere sperni*. Fromme geißelten sich um des Heils der Seele willen und Märtyrer opferten ihrem Glauben Leib und Leben. Sie alle hatten für Kasteiung und Opfer einen metaphysischen Rechtsgrund. Der Ruinenbewohner hingegen erwähnt keine übersinnlichen Realien, weiß nichts von Gott, Seele oder einem absoluten Ich. Mit ‚ich‘ bezeichnet er bloß einen Raum (‚in mir‘), der Wahrgenommenes, Mitgeteiltes und Erlerntes speichert. Das dort Gesammelte macht ihn aus. Weil er ausschließlich das ist, womit Natur und Schule ihn ausstatteten, müsste er von sich sagen, was eine andere literarische Figur aus Kafkas Frühzeit beklagt: „Es hat niemals eine Zeit gegeben, in der ich durch mich selbst von meinem Leben überzeugt war.“ (SF1, 91.6). Der Ruinenbewohner leidet an seiner Heteronomie. Würde Autonomie sein Dasein rechtfertigen? Und wie wäre sie zu erlangen?

Die Wortbilder ‚abbrennen‘, ‚Trümmer‘, ‚ersticken‘ deuten auf Zerstörung. Doch wer oder was sollte den Schreiber vor der Zeit ruinieren? Etwa er sich selbst? Dieses Äußerste träte ein, wenn die Unzufriedenheit an der eigenen Person anwüchse und er sich in einem Anfall von Selbsthass ‚verbrennte‘, ‚erstickte‘, ‚zertrümmerte‘. Indes, niemand will sich willentlich vernichten, auch er nicht. Deshalb ist er wohl im Stillen seinen Lehrern dafür dankbar, dass sie seiner Selbstverachtung entgegenhielten: Weit könne er es im Leben bringen, und die Welt sei schön. Er hörte – und hört noch immer mit Befriedigung – solche Ermunterungen, obwohl er seines Unwerts gewiss ist. Wie alle Menschen lebt er verteufelt gern. –